

Beobachtungen eines Schamsers in den USA, 1859–1863

StAGR A Sp III / 8 h, Nr. 907; Druck (in Auszügen): Simonett, Jürg: Das Schicksal eines Amerika-Bündners: Auswandererbriefe 1859–1863, in: BJ 18, 1976, 40–55.

Wir hatten eine Zeitlang sehr unangenehmes und stürmisches Wetter. Die sturmgepeitschten Wellen spielten mit unserem Schiff wie wenn es ein Zündholz wäre. Das ganze Meer, so weit man sehen konnte, bestand aus lauter schäumenden Wellen, wie kleine Berge. Man sah manchmal Wellen gegen das Schiff daher kommen, dass man nicht anders glauben konnte, als dass sie das Schiff verschlingen würden. Bei solch stürmischen Tagen wiegt das Schiff die ganzen Tage und Nächte, dass man weder gehen noch stehen, weder liegen noch sitzen konnte, ohne sich an etwas festzuhalten. Wenn man sich nicht festhielt, so warf das schwankende Schiff einen mit solcher Gewalt von einer Seite auf die andere, dass man Beine und Arme brechen konnte. In der Nacht schwankte das Schiff so stark, dass ich und noch andere zu dem Mittel greifen mussten, uns im Bette, um nicht aus demselben geworfen zu werden, einen Strick um den Leib zu binden, und denselben an eine Tür befestigen mussten. Es gab Nächte, wo wir keinen Augenblick schlafen konnten, und am Morgen war man so müde von dem Festhalten, wie wenn man streng gearbeitet hätte. Am meisten zu tun hatte man mit Essen, da hätte man drei Hände haben sollen: eine erste um sich festzuhalten, eine zweite um die Schüssel zu halten (denn Tische hatte man keine), und eine dritte hätte man haben sollen um zu essen. Aber es ging manchmal sonderbar zu, es kam sehr oft vor, dass man mitten im Essen, wenn man nicht darauf gefasst war und so ein Windstoss kam, mit Schüssel und Essen darin etwa unter ein Bett oder unter eine Kiste geschleudert wurde, dass das Essen auf die eine und die Schüssel auf die andere Seite flog, was dann immer allgemeines Gelächter hervorrief.

Kommentar

Eine ergiebige Quelle für die Geschichte der Bündner Auswanderung sind Briefe, denn die Auswanderer blieben oft in regem Briefkontakt mit den Verwandten in der fernen Heimat. In den Briefen erfahren wir manches über die Motivationen für die Auswanderung, über das wechselnde Schicksal in der Fremde, über Veränderungen in den Familien.

Autor der hier abgedruckten Briefauszüge ist Johann Jakob Leonhardi. Der 1814 geborene Pfarrerssohn war Pächter eines Hofes in Zillis. Er verreiste, zusammen mit seinem Bruder Johannes und dessen Familie, im Jahr 1859 nach Amerika. In den vier Jahren nach seiner Abreise schrieb er mindestens sechs Briefe an Christine Gondini und an deren Tochter Maria, die in diesen Jahren in Chur wohnten.

Wir wissen nicht, aus welchen Gründen und mit welchen Absichten Leonhardi sein Tal verliess. Ebenfalls unklar ist das Schicksal Leonhardis nach dem Ende des Briefwechsels 1863. Dank dieser Briefe können wir aber sein wechselndes Glück auf dem Weg durch weite Teile des mittleren Westens verfolgen.

Das fortgeschrittene Alter von 45 Jahren ist untypisch für einen Auswanderer nach Amerika. Entsprechend schwierig war es für Leonhardi, in der neuen Welt Fuss zu fassen. Es gelang ihm nicht, eine Existenz aufzubauen. Er zog umher, suchte Arbeit, fand sie nicht selten bei Landsleuten, von denen er mal besser, mal schlechter behandelt wurde.

Dank seines unsteten Lebens verbrachte Leonhardi äusserst abwechslungsreiche Jahre, was zur breiten Informationsfülle und zum hohen Unterhaltungswert seiner sechs überlieferten, sehr umfangreichen Briefe beiträgt. Diese zeigen uns einen intelligenten, scharf

beobachtenden, schreibgewandten Mann. Immer wieder verglich er die die amerikanischen Verhältnisse mit den bündnerischen, und häufig stellte er seinen Auswanderungsentschluss in Frage.

Für jeden Amerika-Auswanderer war die Überfahrt das erste grosse Abenteuer. Leonhardi berichtet darüber ausführlich.

Trotz unseren Stürmen und den misslichen Ereignissen waren wir auf unserem Schiff noch sehr glücklich, denn in Neu-York vernahmen wir, dass Schiffe, welche schon drei Wochen vor uns von Havre abgingen, noch nicht angekommen seien. Am nämlichen Abend kamen Auswanderer in das Wirtshaus, wo wir logierten, und sagten, sie seien 60 Tage auf dem Meere auch von Havre aus gewesen, also beinahe die Hälfte länger als wir, da konnten wir doch noch von Glück reden. In Neu-York kamen wir also am Montag, den 2. Mai an, wo wir uns bis am Dienstagabend aufhalten mussten. Neu-York ist eine grosse Stadt mit 600000 bis 700000 Einwohnern, da geht es noch beinahe ärger zu als in Paris. Wenn man über die Strasse geht, ist man nicht sicher, in welchem Augenblick man überfahren wird. Was für Schiffe man da sieht, so weit man blicken kann, lauter Schiffe wie ein grosser, unübersehbarer Wald, da fliegen den ganzen Tag Dampfschiffe hin und her. [...] Überhaupt geht es da zu, dass der, der es nicht gesehen hat, sich gar keinen Begriff davon machen kann.

New York, das Eingangstor zu den Vereinigten Staaten, musste auf jeden Bündner enormen Eindruck gemacht haben.

Ich werde dann fort zu auf der Säge oder beim Fuhrwerk etwas zuhanden nehmen. Es geht aber alles ganz anders zu als bei uns, es ist nicht wie in der Schweiz. Man hat hier auch keine Schweizerkühe, sondern elende, miserable rote Kühe, an denen man keine Freude haben könnte, wenn man auch hundert hätte. [...]

Ich hatte bei uns am Bauernleben grosse Freude und hier durchaus keine und möchte kein Bauer sein, wenn man mir ein grosses Gut schenken würde. Vieh haben sie nur wenig und elendes, und schöne Wiesen sieht man gar keine. Die Hauptbeschäftigung der hiesigen Bauern besteht im Fruchtpflanzen, auf die Zucht legen sie hier keinen Wert, und so ist das Vieh auch wertlos und es ist Nebensache. Ich könnte Euch noch mehr nicht gerade Lobenswertes von hier schreiben, aber ich glaube, es ist genug, um Euch zu überzeugen, dass es hier nicht so glänzend ist, wie man manchmal bei uns in Bünden von Amerika erzählt.

Immer wieder thematisiert Leonhardi die Landwirtschaft. Dabei kritisiert er die Arbeitsmethoden, den Zustand des Viehs, die Bodenqualität und die bäuerliche Gesinnung.

In Amerika sieht es gegenwärtig und schon eine geraume Zeit sehr bös aus. Wir werden wahrscheinlich Krieg bekommen, und zwar einen Sonderbundskrieg, wie wir ihn 1847 in der Schweiz hatten. Amerika ist auch eine Republik, wie die Schweiz, und besteht aus 34 Staaten mit ungefähr 34 Millionen Einwohnern. Wie überall stehen auch hier zwei grosse Parteien einander gegenüber. Letztes Jahr wurde eine neue Regierung gewählt, und die Partei, die jetzt lange Jahre hindurch am Ruder war, wurde beseitigt. Infolgedessen will die besiegte Partei die neue Regierung nicht anerkennen. Einige Staaten sind nun aus dem Bund ausgetreten und haben eine eigene Regierung gewählt, und deswegen ist nun unter den Parteien eine fürchterliche Erbitterung, so dass es wahrscheinlich zum Krieg kommen wird.

Doch glaube ich nicht, dass es gefährlich werden kann, denn die eine Partei ist zu klein und wird sich nicht lange halten können. Der Sonderbund wird ebenso wie in der Schweiz unterliegen müssen. [...]

Wir hoffen auf bessere Zeiten, wenn einmal dieser schreckliche Krieg vorüber ist, aber dazu sind leider noch gar keine Aussichten. Mit diesem miserablen Krieg will es nun auch gar kein Ende nehmen. Wie viele hundert und tausend Menschen werden hingeschlachtet und mussten ihr Leben lassen, schrecklich opfern, und doch geht es nicht vorwärts. Der Verrat ist zu gross, und der Krieg wird nur von Schuften und niederträchtigen Spitzbuben geleitet, die das Volk für nichts und wieder nichts opfern, das sonst so glückliche Land in Schulden stecken und unglücklich machen und dabei nur ihr eigenes Interesse im Auge haben. Ich mag nicht weiter von dieser elenden Geschichte sprechen. Ich denke, Ihr werdet in den Zeitungen diese schönen Heldentaten genug zu lesen bekommen.

Der amerikanische Sezessionskrieg wird von Leonhardi in seiner politischen Bedeutung und in seiner verheerenden Wirkung durchaus richtig eingeschätzt.

Literatur:

Vgl. den Beitrag von Peter Bollier in Band 3. (Kurzfassung)